Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin

Herausgeber: Verein Saiten

Band: 4 (1997)

Heft: 40

Artikel: Von offenen Ladenkassen und tanzenden Hummern : Flaschenpost aus Kyôto (Japan)

Autor: Guignard-Stambach, Annemarie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885779

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

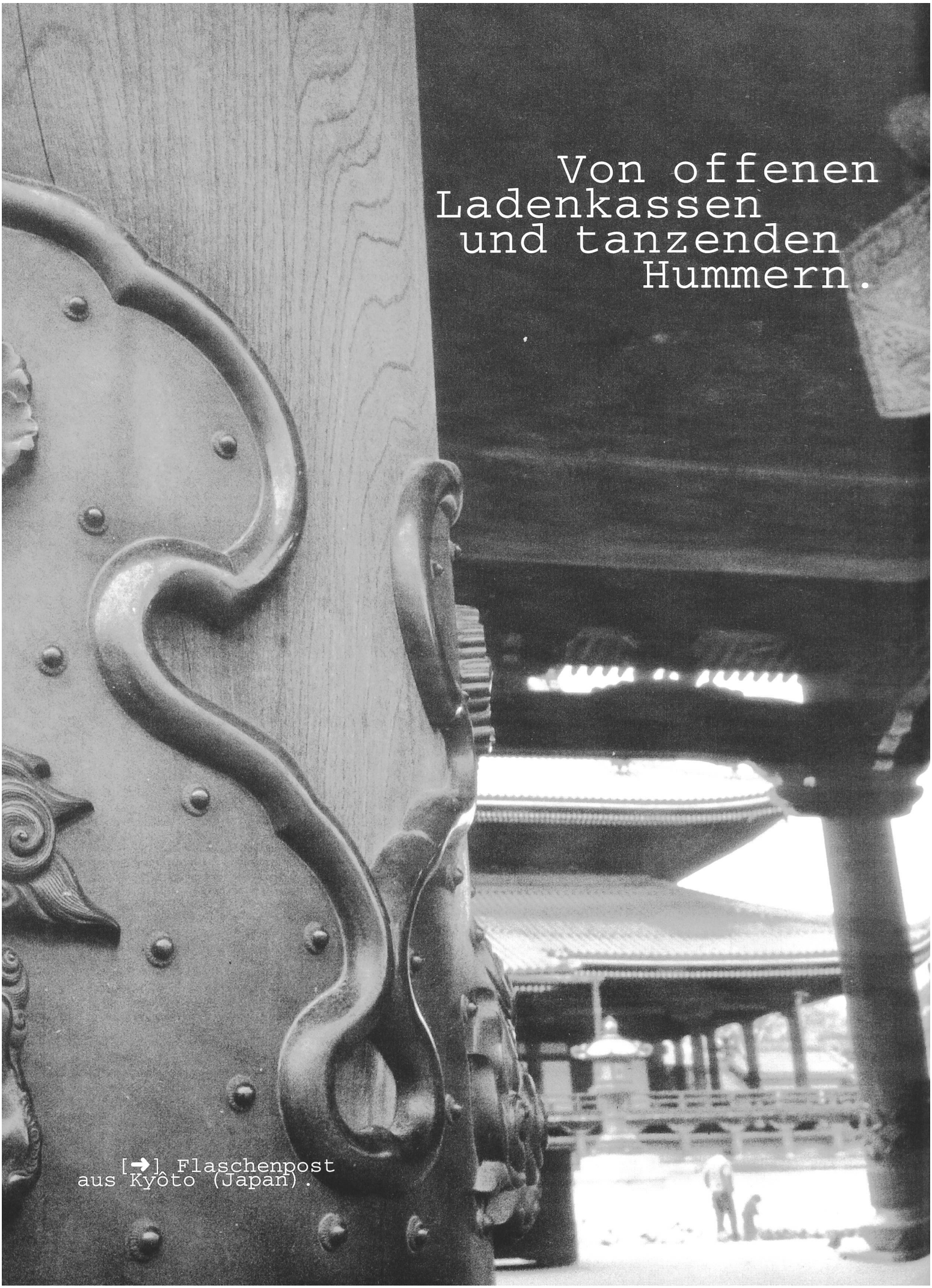
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Von offenen Ladenkassen und tanzenden Hummern.

[➜] Flaschenpost aus Kyôto (Japan).

VON ANNEMARIE GUIGNARD-STAMBACH.

Warum ich seit dreizehn Jahren in Japan lebe?

Warum nicht! Es war zwar nicht mein besonderer Wunsch, mich in diesem Land niederzulassen, aber ich habe auch nichts dagegen. Ich habe mich daran gewöhnt, Ausländerin zu sein, aufzufallen ohne es zu wollen und in schöner Regelmässigkeit von einfachen Gemütern gefragt zu werden, ob ich mit Stäbchen essen könne. (Hoffentlich, ich weiss nicht, wie ich die dreizehn Jahre sonst hätte überleben können.) Nach Japan gekommen bin ich mit meinem Mann, der zuerst als Stipendiat japanische Musik und Sprache studierte und dann das Glück hatte, eine Lehrstelle an einer Uni zu finden, wo er heute Musikethnologie unterrichtet, auf japanisch natürlich.

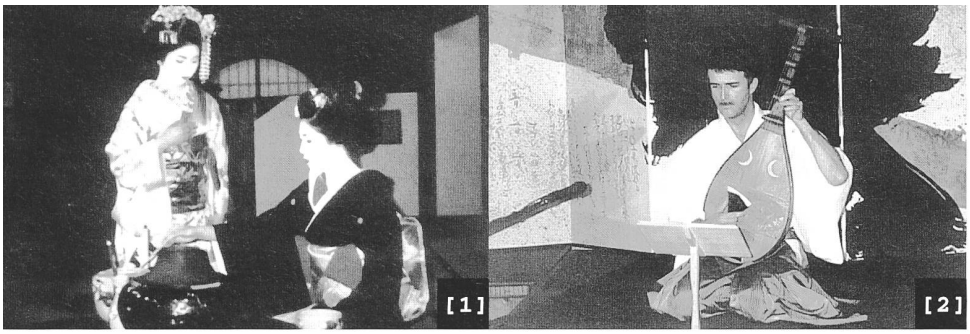
[1] A. und S. Guignard in Kyôto.

Wir fühlen uns wohl in Japan, aber wir wissen, dass viele Westler, die Japan besuchen, die sogar eine Zeit lang hier gelebt haben – auf Auslandposten einer Schweizer Firma etwa – enttäuscht in die Heimat zurückkehrten und von ihren Schwierigkeiten im Umgang mit den Einheimischen berichten. «Nicht ein einziges Mal war ich bei Japanern zu Gast», heisst es, oder «die Japaner sind so distanziert. Man kommt nicht an sie heran.» Das stimmt – aber nur, solange man sich nicht um die japanische Sprache bemüht. Wir kennen Westler, die annehmen, mit Englisch seien sie überall «in», und wir sind keineswegs erstaunt, wenn sie sich am Ende ihres Japan-Aufenthalts über mangelnden Kontakt zu Nachbarn und Arbeitskollegen beklagen. Die Schuld liegt nicht am abweisenden Japaner, sondern am Ausländer, der es nicht notwendig hält, zumindest einige Brocken Japanisch zu lernen. Tut man dies, kann man kleine Wunder erleben. Selbst mit den dürftigsten Floskeln wie «guten Tag», «danke», «wie geht es ihnen», «schönes Wetter heute», «das schmeckt gut» etc. öffnen sich Tür und Tor zu japanischen Herzen. Die Leute werden herzlich, hilfsbereit, mitteilsam, oft sogar in einem solchen Mass, dass man sich fast wehren muss. An Kontaktmöglichkeiten fehlte es uns hier auf jeden Fall nie.

Japan – ein sicheres Land

Japan hat gegenüber der Schweiz ein ganz grosses Plus: die Sicherheit des einzelnen Bürgers. Vor Einbrüchen und Überfällen braucht man sich nicht zu fürchten, es sei denn, man bewohne eine Luxusvilla und fahre einen Jaguar oder Rolls Royce. Was bei uns nicht der Fall ist. Unser Häuschen sieht im Gegenteil ziemlich bescheiden aus, und so können wir unbesorgt in die Ferien verreisen, ohne die Türen zu verriegeln. Wollte einer unbedingt ins Haus, er hätte keine Probleme. Aber niemand tut das, höchstens mal eine Katze aus der Nachbarschaft, doch die ist ordentlich, stiehlt nichts und hinterlässt, ausser einigen Haaren auf den Sitzkissen, keine Spuren.

Ich kann mich nicht erinnern, in der Schweiz so sorglos zu jeder Tages- und Nachtzeit in jede Strasse, auch in enge Gassen, gegangen zu sein. Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass eine blinde Frau eine Foto- und Chemisch-Reinigung-Ablage führen könnte, ohne in dauernder Angst zu leben. In unserer Nachbarschaft ist das aber möglich. Kommt man als Kunde in den Laden, geschieht zuerst eine ganze Weile nichts, erst nach einigem Rufen tastet sich eine alte Frau aus dem Hinterraum, fragt, was man wolle, schiebt Papier und Bleistift über den Ladenkorpus, und jeder notiert darauf, wieviele Filme er/sie zum Entwickeln bringt, was für Kleider er/sie reinigen lassen möchte oder abholen kommt. Bezahlen ist noch idyllischer. Da die Frau absolut blind ist, hat sie keine Ahnung davon, wieviel ihr der einzelne Kunde schuldet. Man rechnet also den Betrag aus, schreibt ihn auf einen Zettel, zählt ihr das Geld in die Hand, und sie versorgt beides zusammen in einer Schachtel. Hat man kein Kleingeld, öffnet sie die Schachtel, und man bedient sich selbst mit dem Nötigen. – Die Frau scheint ganz gut leben zu können auf diese Weise.



[1] Zwei Geishas bei der Teezeremonie. [2] Der Biwa-Spieler Silvan Guignard am konzentrieren.

Prinzip Selbsbedienung

Nicht weit von dieser sehr praktischen Reinigung steht die Tür zu einer Bäckerei und Süsswarenhandlung offen. Oft ist kein Mensch im Laden, denn die Besitzerin ist eine eifrige Fernseherin, und der Fernseher – auf japanisch «Terebi» genannt, steht im Wohnzimmer. Dort wird sie sich wohl aufhalten. Als ich noch neu war im Quartier, habe ich minutenlang nach der Frau gerufen, meist erfolglos, denn sie hört schlecht und hat darum den Fernseher auf grosse Lautstärke eingestellt. Sie weihte mich aber bald in die Gepflogenheiten des Einkaufens bei ihr ein: einfach die Sachen aus dem Gestell nehmen und das Geld neben der Kasse liegenlassen. Falls ich Retourgeld brauche, so solle ich in der Kasse nachsehen, diese sei immer einen Spalt offen. Verschmitzt lachte sie mich an, und seither kaufe ich wie alle Insider bei ihr nach dem Selbstbedienungsprinzip ein.

Ich möchte bloss noch sagen, dass ich nicht auf dem Land wohne, sondern in einer Agglomeration mit immerhin 3 Millionen Einwohnern. Viele Japaner beklagen sich zwar über eine zunehmende Unsicherheit, verschliessen ihre Häuser hermetisch – und gehen dafür mit einladend offenen Handtaschen spazieren. Die Erfahrungen, die Nippons Touristen im Ausland machen, sind deshalb mitunter ziemlich schlimm. Sie sind es nicht gewöhnt, auf ihre Sachen zu achten und werden darum mit Vorliebe Opfer von Taschen- und anderen Dieben. Ich muss gestehen, dass ich mich von der japanischen Art im Umgang mit Besitz habe anstecken lassen. In einem Kiosk am Bahnhof St.Gallen brüskierte mich bei meinem letzten Schweizer Besuch die Verkäuferin mit den Worten: «He, gooz-Ine-no!» – «Ja, wieso?» – «Chömed Sie aigentli vom Mond?» – «Nein, wieso fragen sie?» – «So saublöd hani no niemer mit em Gält gseh umgoh. Do waiss doch jede, wievill Si händ.»

Die Frau hatte absolut recht. Ich hatte einige Ansichtskarten gekauft, solche, die die Japaner so lieben, mit vielen Alpen und Kühen und Blumen, und musste mein Portemonnaie öffnen. Weil mir das neue Schweizergeld nicht vertraut ist, öffnete ich wohl zu stark, so dass eben nicht nur ich, sondern jeder in der Nähe Stehende über meinen Geldvorrat im Bild war (Touristen tragen ja immer zu viel Geld auf sich). Aus dem Vorkommnis habe ich zweierlei gelernt: 1. Ich muss mich und meine Finanzen in der Schweiz besser schützen als «zu Hause» in Japan, und 2. Ich bin offenbar schon so japanisiert, dass mich nicht mehr mein Gastland, sondern mein Heimatland vor Probleme stellt.

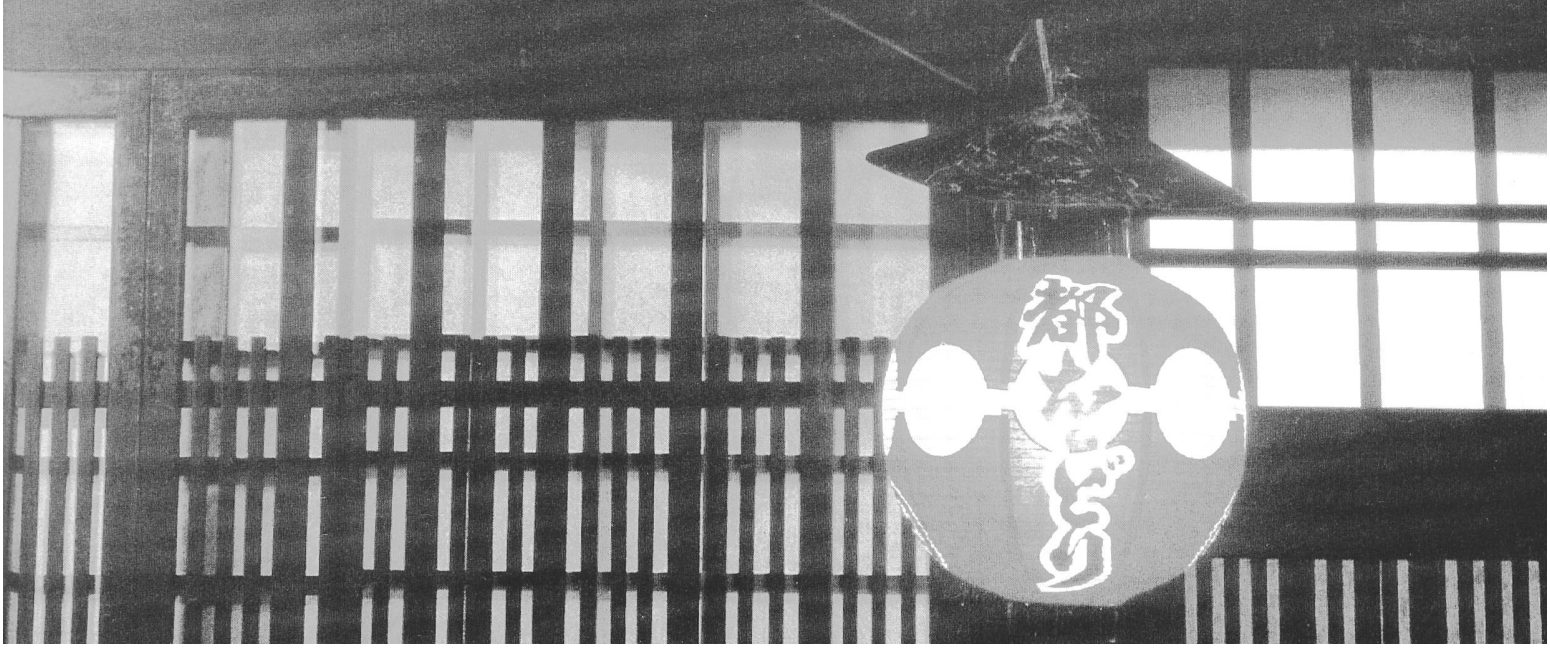
Japanische Schenkkultur

Damit will ich nicht etwa behaupten, dass Japan mir keine Schwierigkeiten macht. Etwas für Ausländer nur schwer Nachvollziehbares ist z.B. die Sache mit den Geschenken. Es gibt wohl kaum eine schenkfreudigere Nation als die japanische. Von einer Reise – und dauere sie nur einen Tag zur nächsten heissen Quelle im Touristenbus, mit oppulenter Verpflegung und Erinnerungsfoto – bringt der Durschnittsjapaner zwei Riesentüten voll Spezialitäten aus der besuchten Gegend mit nach Hause, für alle Familienangehörigen, Freunde, Nachbarn und Kollegen in der Firma exakt dasselbe Geschenk: eine Schachtel Süssigkeiten, eingelegtes Gemüse, marinierten Fisch, Holzpuppen oder Nudeln. Kein Schenker denkt beim Einkaufen an Geschmack und Vorlieben eines Beschenkten. Man bringt DIE Spezialität des besuchten Orts, Ende. (D.h. nicht Ende: Dieses Schenken bedeutet, dass der Empfänger, sollte er einmal auf Reisen gehen, dem Spender von heute eine Gegengeschenk mitzubringen hat, das möglicherweise noch etwas kostspieliger ist als das erhaltene.)

Nicht viel anders verläuft die Schenkerei am Ende des Jahres oder in der Jahresmitte. Zu diesen beiden Terminen werden in den grossen Kaufhäusern spezielle Geschenkabteilungen eingerichtet. Schön abgepackt sind da zwei dicke Schinken oder ein Sortiment Obstsäfte oder ein ganzes Kaffeeservice, Bettücher, Seifen, Parfums, Tee in allen Preiskategorien, Krebse aus Hokkaidô (der nördlichsten Insel des japanischen Archipels) etc. präsentiert. Neben jeder Verpackung ein Bestellschein, auf den man die Adressen der Leute, die beschenkt werden sollen, notiert (in der Regel sind das Vorgesetzte in der Firma, Lehrer oder wichtige Persönlichkeiten im öffentlichen Dienst, von denen man bei Gelegenheit einen Gegendienst erwartet). Man bezahlt – mit Kreditkarte, denn soviel Flüssiges hat man nicht bei sich –, geht nach Hause und hat für ein halbes Jahr seine Schenkpflicht erfüllt. Auch hier denkt man nicht an die Person des Empfängers, nur an seine Stellung. So kann es vorkommen, dass man total unbrauchbare Geschenke erhält, ein alleinstehender Lehrer etwa sieht sich vor 12 Flaschen Salatöl, ein Blaukreuzler wird mit einem Karton Bier versorgt oder eine alte Dame, die sich traditionell mit Kimono kleidet, packt eine Hunderterpackung Nylonstrümpfe aus. Wir selbst wurden einmal mit einem Gefrier-Eil-Sonderpostpaket beliefert, in dem ich – als ich den Deckel abnahm – erst nur Sägemehl sehen konnte, aus dem mir aber, nachdem ich unbeholfen in dem komischen Füllmaterial herumgestochert hatte, ein leibhaftiger Hummer entgegenhüpfte. Den Sprung eines zweiten habe ich dadurch verhindert, dass ich ganz schnell die Kiste wieder schloss. Abends zeigte mir meine Nachbarin, wie man diese Tiere bei lebendigem Leib schält, was eine ganz besonders delikate Art sein soll, frischen Fisch und Meeresgetier zu geniessen («Tanz-Hummer» nennt man sie, da ihre Nerven sich immer noch bewegen, wenn sie auf den Tisch kommen). Ich konnte keine dieser armen Kreaturen essen, die unter meinen ängstlichen Händen nur kurz zuvor so hatten leiden müssen.

Dass uns Individualisten die japanische Art, Geschenke zu machen, fremd ist und fremd bleibt, wird kaum einen Europäer erstaunen, auch wenn wir durchaus ihren Zweck und ihre Nützlichkeit anerkennen. Wir haben auf jeden Fall, trotz aller Bemühungen, noch nicht gelernt, voll in dem Geschenkzirkus mitzutanzen... ■

GANZ KORREKT. [JAPANISCHER ALLTAG] Es ist Frühling. Die Nächte sind noch kühl, aber die Tage werden schon wärmer - Zeit also, von der Heizung auf die Klimaanlage umzuschalten. An einem frühen Sonntagmorgen fahren wir mit der Bahn aufs Land. Viele Ausflügler sitzen mit uns im Wagen und freuen sich auf einen sonnigen Wandertag. Der Zug setzt sich in Bewegung, und damit wurd auch die Kühlung eingeschaltet, nicht aus Notwendigkeit, aber aus jahreszeitlichen Gründen. Die Fahrgäste fangen an, sich, einer nach dem andere, gegen die kalte Luft aus den Klimaanlagen zu schützen, mit Jacken, Kopftüchern, sogar Taschentüchern, und jeder sucht sich einen Platz, wo's nicht allzu sehr zieht. Der Schaffner kommt. Kein Mensch reklamiert. Also fassen wir Ausländer ein Herz: «Entschuldigung, könnte man vielleicht die Klimaanlage abstellen, es ist sehr kalt im Wagen.» Der Schaffner konsultiert schweigend und kompetent das Thermometer an der Wand: «Es ist aber nicht kalt.» (Er trägt eine Uniform aus kräftigem Stoff.) «Aber es zieht, die Fahrgäste frieren.» Zweifelnd schaut uns der Schaffner an, fragt die neben uns sitzenden Frauen: «ist Ihnen kalt?» Einstimmiges Ja! Der Schaffner geht zum nächsten Abteil: «Ist Ihnen kalt?» Dieselbe Antwort. Er versucht sein Glück bei einem dösenden Geschäftsmann in langärmligem Hemd, Anzug und Kravatte. Der meint schlaftrunken, die Kälte würde ihn nicht stören. Der Schaffner kommt zu uns zurück: Anderen Fahrgästen sei die Temperatur recht so. Und nach dieser echt demokratischen Volksbefragung läuft die Klimaanlage weiter, hie und da öffnet jemand ein Fenster, um etwas wärmere Aussenluft einströmen zu lassen - und jeder ist froh, wenn er sein Reiseziel erreicht hat und die eisig gewordenen Glieder der heilenden Frühlingssonne aussetzen kann.



ABEGG. [JAPANISCHER ALLTAG] Hat nichts zu tun mit der berühmten Stiftung in Riggisberg, ebenso wenig mit Schumanns Freund aus der Jugendzeit, denn Abegg ist ein Begriff aus dem modernen Japanisch. Er gehörte früher dem französischen Vokabular an und hiess «avec», wurde dann japanisiert, und heute bezeichnet er die Pärchen, die an schönen (und nicht einmal so schönen) Tagen in Kyôto dem Kamo-Fluss entlang aufgereiht am Boden sitzen, wie Vögel auf Telefondrähten, nur viel regelmässiger. Unheimlich regelmässig sogar: ein Abegg, dann etwa drei Meter Leerraum, wieder ein Abegg und den gleich grossen Leerraum. Die Abegg haben ungemein feine Fühler. Niemals würden sie näher als 2,5 Meter ans nächste Abegg herangehen. Zwar haben sie kein Metermass dabei, aber die Höflichkeitsdistanz wird eingehalten, eisern. Steht ein Abegg auf und entfernt sich, ist innerhalb einer Minute der Platz durch ein anderes ausgefüllt. Nahtlos geht das, sehr still, sehr friedlich, und es ist nicht nur ein amüsanter Wochenend-Zeitvertreib, sondern auch soziologisch gesehen hochinteressant, vom anderen Ufer die Abegg bei ihren Platzwechseln zu beobachten.

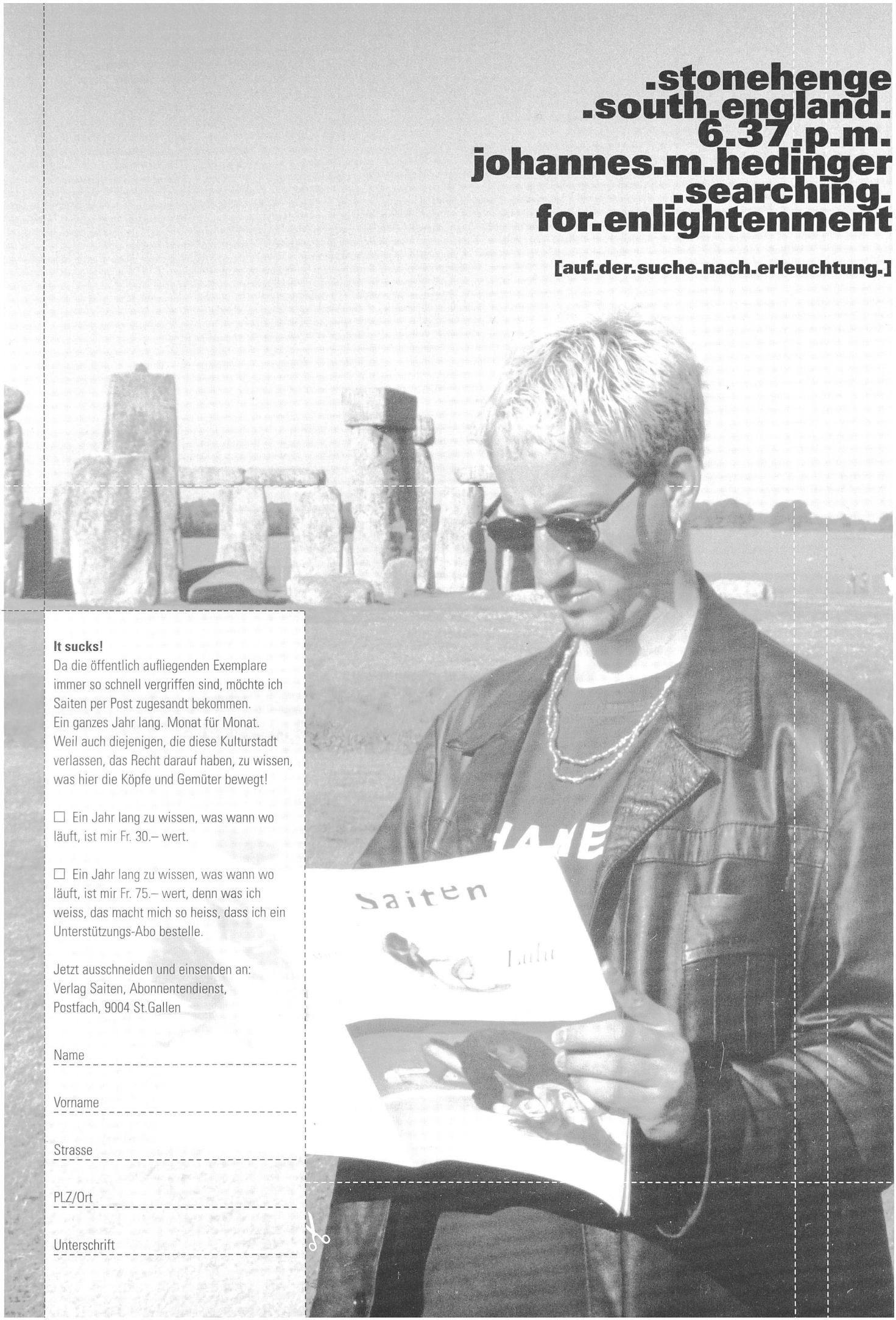
Seit einiger Zeit befassen sich übrigens die japanischen Medien mit dem Abegg-Phänomen. Junge Paare werden interviewt, warum die sich wohin setzen, und warum nicht näher und nicht weiter zum nächsten entfernt, wieso ausgerechnet an dieses Flussufer, und was der Spass bei der Sache sei. Die Ausbeute ist bescheiden. Da es sich meist um sehr, sehr junge Verliebte handelt, geht als erstes ein ziemlich hilfloses Lächeln in Richtung Kamera, die hinter dem Interviewer lauert, gefolgt von einem tiefsinnigen Blickaustausch der Abegg-Partner, und schliesslich kommt das typische «ich weiss nicht», das - jeder Lehrer wird dies zähneknirschend bestätigen - die Standart-Antwort eines japanischen Schülers ist.

Die Autorin

Die 1948 geborene und in Rorschach aufgewachsene Annemarie Guignard-Stambach besuchte die Kantonsschule St.Gallen und das Lehrerseminar in Rorschach. Nach vier Jahren Primarlehrertätigkeit in Flawil studierte sie Geschichte, Deutsche Literatur und Musikwissenschaften an der Universität Zürich, wo sie 1981 mit einer Arbeit über Bauernunruhen im Raum Zürich zu Beginn des 17. Jahrhunderts ihr Lizentiat erwarb. Während fünf Jahren amtete sie als Sekretärin des Schweizerischen Jugendmusikwettbewerbs. 1984 übersiedelte sie zusammen mit ihrem Mann nach Japan, wo sie vor allem als Deutschlehrerin tätig ist (unter anderem am Goethe-Institut oder an der Fremdsprachenuniversität Kyôto). Seit 1991 leitet sie die Zweiggruppe Kansai der Deutschen Gesellschaft Ostasiens.

.stonehenge .south.england. 6.37.p.m. johannes.m.hedinger .searching. for.enlightenment

[auf.der.suche.nach.erleuchtung.]



It sucks!
Da die öffentlich aufliegenden Exemplare immer so schnell vergriffen sind, möchte ich Saiten per Post zugesandt bekommen.
Ein ganzes Jahr lang. Monat für Monat.
Weil auch diejenigen, die diese Kulturstadt verlassen, das Recht darauf haben, zu wissen, was hier die Köpfe und Gemüter bewegt!

☐ Ein Jahr lang zu wissen, was wann wo läuft, ist mir Fr. 30.– wert.

☐ Ein Jahr lang zu wissen, was wann wo läuft, ist mir Fr. 75.– wert, denn was ich weiss, das macht mich so heiss, dass ich ein Unterstützungs-Abo bestelle.

Jetzt ausschneiden und einsenden an:
Verlag Saiten, Abonnentendienst,
Postfach, 9004 St.Gallen

Name _____

Vorname _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____

Unterschrift _____

Konzept: Text und mehr Foto: Gabriele Braun Gestaltung: Jürgen Wössner